

VERBAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 44.

Monatlich vier Bummern.

Berlin, 14. November 1892.

Vierteljährlich
2½ Mark = 1½ fl. ö. W.

38. Jahrg.

Serbflaub.

Novelle von Sara Hutzler.

Nachdruck verboten.

Schön war sie gewesen wie wenige, und ihr Dasein war einfach dahingeflossen wie das so vieler anderer. Dennoch war ihr Ende traurig; unfähig traurig, schon um der geheimnisvollen Schweigheit willen, mit der sie aus dem Leben schied.

Auf dem stillen Friedhof, weithin aus dem Rahmen der Stadt, in der sie gelebt, ragte unter ödem Gestrüpp und graugrünen Ranken ihr Grabstein empor.

Der Hügel lag abseits, von den anderen abge sondert da, und diese Abgesondertheit gab ihm ein fremdes, verlassenes Gepräge. Kalt und eisig ging der weiße Stein darüber empor, eifrig und abwehrend schillerte im Mondlicht seine einfache weiße Fläche; so abwehrend, als habe der schöne Frauenleib, der darunter ruhte, im Leben nicht ewigen Sonnenschein um sich verbreitet: Agathe Delfst. 29.

Neunundzwanzig Jahre alt. Und der steife Grabstein zeigte nichts weiter an. Nichts von „samt entschlafen“, nichts von „hier ruhet in Gott“, oder „unsere innigst geliebte teure“ — nichts!

Steif und geradlinig, wie zur kalten Abwehr jeder aufdringlichen Neugier, wie zur Ablehnung eines jeden Interesses nur die wenigen Buchstaben, die den Namen bildeten: Agathe Delfst. 29.

Der Grabstein stand schon lange. Die Kränze, die darauf lagen, trugen welke Blätter, und der einstmals grüne Hügel sah trocken aus und grau, wie aus Mangel an Nahrung und Pflege verdurftet.

Ob das darunter schlummernde Wesen vergessen war? Anscheinend. Und doch war ihr Dasein, so hieß es, von Sonne umgeben gewesen und lichtbeglänzt.

Lichtbeglänzt? Und mit neunundzwanzig Jahren unter der Erde?

Anscheinend war sie vergessen. Die Erscheinung, welche mit ihrer hochragenden Gestalt und ihren rotgoldenen Haaren gleich einem Meteor in der Gesellschaft der Großstadt aufgestiegen war. Wer hätte gedacht, daß das Leben dieser Frau den franten Kern inneren Wehes in sich trug? Wer gahnt, daß hinter der hellen Stirn ein anderer Gedanke Raum hatte, als der des lebensfreudigsten Genusses?

Sie hatte nichts erlebt, als die Gesellschaft sie empfing — sie empfing als die Witwe eines geachteten reiferen Mannes. Er hatte dem blühenden Geschöpfe das Leben an seiner Seite sonnig zu gestalten gestrebt und von dem unberührten Herzen nichts begehrt, was es in seiner Jungfräulichkeit nicht zu geben vermochte.

Sie hatte neben ihm ein friedliches, gesundes Leben geführt. Von den Schladen der Gesellschaft traf sie nichts. Mit reinen, klaren, von Liebe und Leidenschaft nichtswissenden Augen hatte sie in das sonnenhelle Dasein geblickt, und ihre ersten Thränen vergoß sie am Grabe des Mannes, der ihr als liebender, sorgender Freund zur Seite gestanden und sie von der Kenntnis alles von außen kommenden Bösen bewahrt hatte.

Und so war sie geblieben. Frei von jedem Mißtrauen, arglos dem Neider gegenüber, voll harmonischer Ruhe in ihrem ganzen Sein. Wie eine weiße Lilie trat sie nach zwei Jahren einsam verlebter Wittwenschaft in die Gesellschaft ein, wie eine weiße, goldgekrönte Lilie schritt sie in ihr einher, in ihrer aufrechtgehenden Haltung ein Unnahbares, in der Biegung ihres rötlichen Kopfes ein eigen Zuträuliches, Herzgewinnendes.

Ihre Salons wurden in der Hauptstadt schnell bekannt. Und die Elite-Gesellschaft, die dort ein- und ausging, huldigte der blonden Herrin.

Agathe selbst schritt unter ihren Bewerbern einher mit ihrem völlig unbe-

rührten Herzen und wählte sich gezeit gegen alle Blicke, die sich liebebeischend auf sie richteten.

Und dann — urplötzlich war ihr Tag gekommen. Ein Tag, an dem zwei dunkle Augen sie mit herrischem Wollen an sich zogen, an dem ihr Herz sich eigen füllte mit bisher ungekanntem Angstgefühl, mit Weh und Seligkeit zugleich.

Ob es ihr Auge war, das ihn zuerst erblickte, ob es das seine war, das auf ihr ruhte? Wer von den beiden konnte es sagen, da sie sich gegenüberstanden und die ersten Worte sprachen. Er war ganz anders als die anderen, die sie kannte.

„Ein großer Künstler,“ so hieß es. Er stand dicht vor ihr, inmitten der Gesellschaft, welche die Räume der Gesandtschaft füllte, und der jugendliche Kopf mit seiner Fülle trotzig brauner Haare neigte sich vor ihr mit jenem halb verlorenen tiefen Blick, der staunte, bat und zugleich forderte.

„Frédéric Vernet!“ Seltsam erschien es ihr, daß sein Name sich ihr so fest einprägte mit seinem fremden Klang, während sie in seine Augen sah und mit ihm sprach.

Seltene Augen waren's. Jugendlich wie eines Knaben Augen und groß dabei und braun und herrlich.

„In unserer Stadt ein Fremder?“ hatte sie gefragt, und er bejahte.

„Sie werden vieles Schöne bei uns finden!“

Wie seltsam, daß er sie nur ansah und nicht. Rauschende Musik ertönte, und ehe sie wußte, wie's gekommen war, lag ihr Arm in dem seinen, und sie schritt neben ihm durch viele Säle — schweigend wie im inneren Verständnis des Alleinseintwollens. Auf der Terrasse vor dem Hause standen sie und sahen einander an.

Vor ihnen lag der See, der leise dahinschleichende, silberleuchtende See, und über ihnen schien der Mond hernieder und warf sein schillerndes Licht auf das spiegelblanke Gewässer. Eine eigene Stimmung erfaßte sie, eine Stimmung von Feierlichkeit, in der man alles versteht, über nichts staunt und alles verzeiht.

„Kenne ich Sie erst seit heute?“ fragte er wie traumverloren, und sie sah zu ihm auf im Mondenlicht und lächelte ihn an in gleichem Staunen.

Eine seltsame Nacht! In Agathens Seele grub sie sich unvergeßlich ein mit ihren Einzelheiten. Sein Blick, seine Gestalt mit der graziosen Beweglichkeit der Glieder, seine Haltung, sein gelblich bleiches Gesicht mit den scharf gezeichneten Linien, sein verdrießliches Stirnrüdzeln, da man sich vom Saale nahte mit der zaghaften Bitte, etwas „vorzutragen“, und dann sein rascher Blick auf sie, „ob sie es wollte“?

D — ob sie es wollte! Bei ihrer leidenschaftlichen Liebe zur Musik. Ja, sie wollte es, und sie verharrte arglos auf der Stelle, an der er sie verlassen, und sah ihm nach, wie er davonschritt. Die Klänge, die er dem Klavier entlockte, drangen zu ihr.

Welche Töne! Welche fremde Welt in ihr! Wie aus weiter Ferne kommend — in gedämpfter Weise traf die Musik ihr Ohr, und gleichsam wachend träumend gingen ihre Augen durch die Hallen zu dem Manne hin, der vor dem Flügel saß und, mit den Tönen eins, die Menschen ringsumher vergessen hatte.

Ein heißes Etwas stieg in ihrem Herzen auf, ein unbestimmtes heißes Sehnen überfiel sie, ein Sehnen allein zu sein, allein mit der Musik und — ihm.

D, wenn der Traum doch bliebe! Wenn jene Töne niemals endeten, diese Töne, die fremd erklangen und ihr doch so seltsam gutbekannt erschienen! So wie er, jener Mann, seine Stimme ihr bekannt vorkam, ja wie sein Kopf, der braune Kopf mit jener breiten Stirn ihr, ihrer Seele eng vertraut erschien, als sei in ihrem Leben nicht ein Augenblick gewesen, an dem er ihr gefehlt.

Nun saß er dort. So fern von ihr, mit fremden Menschen! Und seine weißen Finger lagen auf den Tasten, und seltsame schöne Töne schwellen unter seinen Händen an und drangen durch die lichtbeglänzten Räume.

War es ein Märchen? War alles ein Traumbild? Und daß sein Auge plötzlich auffah, suchend, sehnd durch die Säle ging, es war kein Traumbild. Er suchte sie, und wenn die Töne schwiegen, dann kam er sicherlich zu ihr, gewiß zu ihr, sobald der Bann gebrochen war, der auf dem Ganzen lag, gebrochen —

D! Zu Ende! Tot die Musik! Zu Ende!

„Gott sei Dank!“

Hatte sie's gerufen? War's möglich, daß sie ihren Gedanken laut gesagt. Er kam so eilig durch die Säle und trat geradeswegs zu ihr. Ihre Hände streckten sich ihm entgegen wie mit einem alten, ihr bisher entzogenen Anrecht. War's möglich, daß ihre Seele sie so voll, so bis zur Unvernunft beherrichte? Sie stand auf der Terrasse an seiner Seite, und über ihnen leuchtete noch immer der Mond am Himmel. Agathe hob den Kopf und blickte reglos um sich. In ihr erzitterte die ganze Seele den verstummten Tönen nach. Das



Besuchtoilette. (Vorder- und Rückansicht.)

(Beschreibung S. 435.)

schaft. Auch von hier aus wurden die hübschen blonden Töchter an der Seite der stattlichen Mutter bemerkt.

„Hübsch ist gar kein Wort,“ sagte ein Berliner Handlungsreisender, „die sind einfach bildschön — das versteht ihr in der Provinz nur nicht. Die sollten bei uns sein! Könnten ihr Glück machen, stellten halb Berlin auf den Kopf!“

„Denen reite ich Fensterparade,“ rief ein Einjährigfreiwilliger und klirrte mit seinem Säbel. „Wo wohnen sie denn nur?“

Ein hagerer Katasterkontrolleur stieß einen behäbigen Mann an, der beide Ellbogen auf den Tisch gesetzt hatte und in sein Glas sah. „Fischbach, haben Sie denn gar nichts fürs schöne Geschlecht übrig?“

„Fischbach — Fischblut,“ rief der Berliner. „Wie so?“

„Werfen Sie doch mal 'nen Blick nach drüben — drei Blondinen, prima Sorte, was?“

Anton Fischbach reckte sich, folgte träge der Weisung und sagte dann, während ihm Röte ins Gesicht stieg: „Die da — das ist meine Cousine mit ihren Töchtern, die kenne ich doch!“

„Das kann jeder behaupten, das kann ich auch sagen, wenn ich hier sitze und die da — und höre nichts von der Verwandtschaft!“

„Dann wäre es ja sogar 'ne Todsinde gewesen, uns die zu unterschlagen!“

„Zus Burgverließ mit ihm, wenn er die Wahrheit sprach!“

„Nein, seine Strafe sei, daß er uns den Damen vorstellt!“

„Soll ihm schwer werden — ist alles aufgeschnitten!“

Anton Fischbach ließ sie durcheinander lärmeln, griff nach seinem Glase, trank es auf einen Zug aus und sagte, seine kleinen Augen zwinernd vom einen zum andern wandern lassend: „Schreit, was ihr wollt! Thatsachen beweisen! Die Maibowle, die ich spendiert habe, ist gut, nicht wahr? Alles, was Anton Fischbach zum besten giebt, ist gut, was? Nehmt die Gläser in die Hand und räsouniert nicht. Was ich thue, geht keinen was an — ich heiße Anton Fischbach und stecke euch samt und sonders, wie ihr da seid, in die Tasche. Wer Geld hat, läßt den Teufel tanzen!“

Und dann stand er auf, stieß den Tisch mit einem kräftigen Ruck zurück, sodas alle Sachen darauf ins Wanken kamen und klirrend gegeneinander flogen und jeder genug zu thun hatte, sein Glas vor dem Umfallen zu bewahren, und ging mit schweren Schritten über den kiesbestreuten Platz dem Sitze von Lina Matthies zu.

Die beiden Jüngsten hatten die blonden Köpfe mit den Kornblumenverzieren Hüften geneigt und waren emsig mit ihren Handarbeiten beschäftigt. Linnen schenkte den Kaffee behutsam in die Tassen, der Mutter das meiste eingießend, und holte die Butterbröte aus dem Körbchen, das ihrer Obhut anvertraut war.

„Ach, die Musik ist doch zu schön,“ kispelten Ilse und Else einander zu, denn sie hatten von klein auf auch stets die gleichen Gedanken gehabt.

„Lohengrin!“ sagte Ilse, und dann gab ihr die Schwester einen leichten Stoß mit dem Ellbogen. Sie hob hastig das Köpfchen, blinzelte unter den langen Wimpern verstohlen hervor und wurde dunkelrot. Die Blicke des mit seinem Bruder vorübergehenden Baumeisters hatten sie getroffen — sie waren so beredt, wie sein Gruß förmlich war.

Else fand auch noch geschickt die Sekunde heraus, in welcher die ältere Schwester und die Mutter über die Butterpreise sprachen, zu flüstern: „Was die für Augen machen werden, wenn er eines schönen Tages kommt!“

„Sobald er die Bestimmung hat, wohin man ihn schickt — ach, Else, wie mir das Herz kloppft!“

„Mich müßt ihr mitnehmen, wir können uns doch nicht trennen!“ sagte Else und drückte den Arm der Schwester.

Ein breiter Schatten fiel über den Tisch, Anton Fischbach stand daran. „Guten Tag, Cousine!“ rief er, Lina Matthies seine breite Hand hinhaltend, „lange, daß wir uns nicht gesehen haben, was? Aber kennen thut wir uns doch noch.“

Sie legte flüchtig ihre Fingerpiken auf die seinen, eine Röte stieg in ihr Gesicht. „Ja!“

Linnen nahm von einem Stuhl die Sonnenschirme, um ihn für den Herangetretenen freizumachen.

„Sieh mal, danke auch!“ nickte er ihr zu. „Das sind also die Mädchen! Alle Wetter, gut rangehoffen und hübsch geworden! Hätte das nicht gedacht, als du damals mit den vieren da standest, in der elenden Wärterbude, in der sie dich nicht mal ließen.“

„Wir haben jetzt ein Dach über dem Kopfe, das uns gehört. Ich habe ein kleines Haus kaufen können!“ sagte Lina, den Kopf hebend, mit stolzem Tone.

„Sieh mal, sieh mal an!“

„Und unser Heinrich hat schon eine gute Lehrerstelle, schlägt dem Großvater nach.“

Anton Fischbach hatte noch die Gewohnheit, mit seiner Uhrkette zu spielen; an seinen Fingern glänzten Ringe mit großen Steinen.

„Ja, es geht wunderbar zu in der Welt!“ Er nickte nach den Zwillingen hinüber und betrachtete Linnen aufmerksam.

„Das ist nu gerade dein Ebenbild! So sahst du aus, ehe du dich dazumal in die unglückliche Heirat stürzttest. Wie aus

„Ich habe immer hinterher denken müssen, daß ich dir eigentlich Dank schuldig wäre, denn da sind mir die Augen klar und weit aufgegangen — ich lernte begreifen, daß ich von den Menschen, wie sie auch sein möchten, gar nichts zu erwarten hätte als höchstens Schlechtigkeiten!“

„Na, aber —“ sagte er. „Und ich bin durchgekommen — ohne fremde Hilfe.“

„Hm!“

„Das ist mein größter Stolz! Ich bin stolz für zwölf Männer, Anton!“

„Hm — hm!“ Er wandte die Blicke nicht von Linnen. Sie stand plötzlich auf und fragte die Schwestern: „Geht ihr mit nach dem Turm? Heute muß die Aussicht gut sein!“

„Ja, ja!“ Schnellfüßig flogen die drei davon.

Anton Fischbach rückte auf seinem Stuhl hin und her. „Da sitzen wir mal wieder zusammen wie vor mehr als zwanzig Jahren.“

„Ja!“ Lina Matthies senkte die Augen auf ihre Arbeit. „Die Zeit geht hin — dies Linnen ist wie du! Sieh, Lina, dazumal bin ich wohl übermütig gewesen, das kommt so an 'nen Menschen 'ran.“

„Wenn der eine reich ist und die Macht hat und die andere arm und hilflos dasieht!“ Die Stimme der Frau klang hart.

„Hm — aber'n ganz guter Kerl bin ich doch. Du glaubst nicht, wie ich die Menschen traktiere! Kann kosten, was es will! Fidel will ich alles um mich haben, man bloß fidel!“

„Kannst es dir ja leisten!“

„Nur daß es so leer hinterher bei mir zu Hause ist, sich, das gefällt mir nicht! Dahin könnte jetzt noch 'ne Frau passen, ich bin in den besten Jahren!“

„So nimm sie dir!“

„Ja, das wird mir oft gesagt. Ich kriegen jeden Tag eine andere angeboten — auf das Gut gingen viele gern, die jüngsten Mädchen. Um das kriegen is es mir nich.“

„Na, so nimm eine!“

„Ich bin aber heikel, mir is nich jede recht.“ Er wuschte über seine heiße Stirn. „Na, ein bißchen leichter könntest du's mir auch wohl machen, Lina.“

„Ich?“

„Sitzt doch da mit drei Mädchen auf einmal, das is hentzutage 'ne Sache!“ Er warf sich in die Brust. „Weißt du was, mit uns is es nichts geworden — gib mir dein Linnen, wahrhaftig, das Mädchen soll es gut haben. Das macht sein Glück, sage ich dir!“

„Mein Linnen — dir?“

Die Witwe war ganz blaß geworden, sie mußte ihr Strickzeug aus der Hand legen, die Nadeln klapperten in ihren Fingern. „Mein Linnen — dir?“

„Ja, warum denn nicht? Willst doch wohl deinem Kinde nich im Lichte stehen?“

„In das Haus willst du Linnen führen, das du mir so — so anbietest — damals, als ich mit meinem häußchen Waisen da stand?“

„Ach, alte Geschichten! Laß die doch man vergessen sein. Warst vorhin so vernünftig, wie ich kam!“

Sie senzte tief. „Es giebt wenig Scham auf der Welt! Du bist noch immer der reiche Mann, der glaubt, er kann alles kaufen — auch das, daß sich eine Mutter überwindet und die Verachtung vergißt.“

„Dho — na — wenn du so sprichst —“ Er rückte hin und her.

„Aber damit habe ich mich gar nicht mal abzufinden, Better Anton! Das Linnen hat sich schon selber einen ausgesucht, dafür braucht die Mutter nicht zu sorgen. Einen tüchtigen und rechtschaffenen Mann — einen Lehrer!“

Er lachte roh. „Ach, auch 'nen Hungerleider — na, denn man zu!“

Eine Pause. „Und dann kann ich wohl gehen?“

Kein Wort hielt ihn zurück, er sah nach seinem Hut und reichte Lina, es mußte vor den Leuten sein, die Hand hin.

„Mach's gut!“ pflegte man in Birrode beim Abschied zu sagen.

Lina Matthies wiederholte die Worte, und sie dachte etwas anderes dabei: gut war's geworden, am Lebensabend, und sie hatte es erlitten — selbst!



Im Herbst.

Gemälde von Wodzinski.

Franz Hanfstaengl, Kunstverlag, A.-G. München.

dem Gesicht geschnitten — ich könnte glauben, du wärest es selber. Na, ich bin wohl nicht jünger geworden, aber noch in den besten Jahren für 'nen Mann — das sagen alle!“

„Linnen ist in der Stadt gewesen, hat gelernt, sich in andere Leute zu schicken, in einer Doktorfamilie als Stütze der Hausfrau!“

„Sieh mal, Stütze — ja, so 'ne Stütze lasse ich mir gefallen!“ Er tätschelte die Hand, welche Linnen eben nach ihrem Häkelgarn ausstreckte.

„Ja, wie die Zeit hingeht!“ Und dann kam ein gutmütiger Zug auf sein Gesicht. „Bist doch 'ne ordentliche kleine Frau gewesen, das muß dir einer lassen. Viere so durchzubringen! Und dann — das is auch ordentlich von dir, daß du es mich nich entgelten läßt, wie wir damals auseinander gegangen sind. Nämlich nich in so ganzem Einvernehmen,“ wandte er sich zu Linnen, auf die Mutter deutend.

Lina Matthies legte ihr Strickzeug hin und sah ihn mit den klaren Augen an. „In der Stunde, Anton, ist mir erst zum Bewußtsein gekommen, was in der Welt auf mich wartete.“

„Hm!“

„Was meine Aufgabe sein sollte.“

„Sieh mal —“ Er schob an seinen Ringen, daß Linnen das Blitzen der Steine sehen mußte.

Alfred Tennyson †.

Nachdruck verboten.

Am 6. Oktober ist der englische Dichter Alfred Tennyson in dem hohen Alter von 83 Jahren aus diesem Leben geschieden, einem Leben, das ihn mit allen Glücksgaben und Auszeichnungen, die je einem Manne der Feder zu teil geworden, überschüttet hatte. Noch seiner Leiche wurden die in England denkbar höchsten Ehren erwiesen: Männer der edelsten Geschlechter und Minister der drei Reiche trugen die Zügel des Bahrtuches, Mitglieder der königlichen Familie, sowie ein aus hervorragenden Männern aller Stände und Berufsclassen zusammengesetztes Gefolge geleitete den Toten zur Gruft, und als letzter Ruheplatz öffnete sich ihm in der Westminsterabtei die ruhmvollste Stätte: ein Grab im „Poets corner“, jenem heiligen Winkel des südlichen Kreuzflügels, unter dessen Marmorquadern Englands Dichtergroßen den ewigen Schlummer schlafen. Trauerndes Schmerzgefühl der Bewohner der drei Reiche wird hinfort diese geweihte Stätte in erneutem Leide umschweben: England war stolz auf seinen „lorbeerkröntem Dichter“, und die Trauer des Volkes wird um so schmerzlicher sein, je kleiner z. B. die Zahl derer ist, die in dem meerrumrauschten Inselreich den Namen von wirklichen Dichtern verdienen.

Die Jugend des Entschlafenen gestattete kaum einen Schluß auf

große Laufbahn, hohen Ruhm und äußere Ehren. Tennyson wuchs in der Stille des kleinen Dorfes Somerby unter dem bescheidenen Dache der väterlichen Pfarrwohnung auf, ein träumerischer Knabe ohne hervorragende geistige Begabung, wie es schien, und wenig geeignet, in der großen Welt Englands emporzukommen. Ganz hingegeben einem sinnigen Mitleben mit der Natur, in sich gefehrt und zurückhaltend, scheute er vielmehr vor jeder Berührung mit dem rastlosen Treiben britischen Lebens zurück, und die Welt seiner Jugend, das idyllische Dörfchen Somerby, schien auch die seiner späteren Jahre bleiben zu sollen. Man sah in ihm den bereinigten Nachfolger seines ehrwürdigen Vaters.

Es sollte anders kommen. Inniges Naturgefühl hatte den Knaben in der ländlichen Einsamkeit zu poetischem Ausdruck seiner Empfindungen gebrängt, auch auf dem Trinity-College zu Cambridge entsagte er dieser Beschäftigung nicht, und bereits in seinem 19. Lebensjahre veröffentlichte er — in Gemeinschaft mit seinem Bruder Charles — anonym ein Bündchen Gedichte „Poems of two brothers“, dem er zwei Jahre später allein einen zweiten Band „Poems chiefly lyrical“ folgen ließ. Beide Bücher blieben vom Publikum unbeachtet, nicht ebenso von der Kritik. Diese tabelte mit Recht maßloses Ueberwuchern der Form bei mangelndem Inhalt, ein Schwagen in schönklingenden Worten und weichliches Empfinden ohne eigentlichen geistigen Kern, und bestritt seiner jungen Muse alle Berechtigung.

Tennyson, ob auch schwer getroffen von diesem Verbitt, verlor den Mut nicht. Er lebte trotz allem der Ueberzeugung, daß ihm „sein Tag einst kommen werde“. Dieser Glaube erfüllte sich, wenn auch minder rasch, als der Dichter gehofft. Zwar ein Band neuer Gedichte, der im Jahre 1833 erschien, erzwang sich seitens der Kritik das Zeugnis namhaften Fortschrittes und enthielt in der That bereits eine größere Anzahl von Dichtungen, die nicht nur die ihm eigene Grazie der Formgebung und musikalische Lautmalerei, sondern auch echtes poetisches Empfinden und künstlerische Behandlung des Stoffes

offenbarten; dennoch verging bis zu einem vollen und großen Erfolge noch ein ganzes Jahrzehnt, denn erst die beiden 1842 publizierten Bände „Poems“ schufen ihm unbedingte Anerkennung, reißten ihn ohne Widerspruch den Berühmtheiten des Tages an.

Dem deutschen Publikum bot einige der besten und charakteristischsten Schöpfungen aus jener Zeit Freiligrath in seinen „Englischen Gedichten“, darunter das berühmte „Locksley Hall“, „Der sterbende Schwan“ u. s. w., alle von tiefer Empfindung und reizvoller Form.

Von nun an blieben dem Dichter auch die offiziellen Ehren nicht aus. Als William Wordsworth, das gefeierte Haupt der „Seeschule“, im Jahre 1850 starb und sein Tod den Ehrenplatz eines „Poet Laureate“ (Hofdichters) frei machte, wurde Tennyson dessen Nachfolger und trat damit in ein besonderes Verhältnis zur königlichen Familie von England, namentlich zu dem edlen Prinz-Gemahl Albert, dessen Sinnes- und Empfindungsweise für ihn etwas Tief-sympathisches hatte, und dem er nach dessen frühem Tod in der wunderbar ergreifenden „Widmung“ der „Königs-Jublen“ (deutsch von Scholz) ein schönes Denkmal setzte. Im Jahre 1884 erhob die Königin den greisen Dichter als „Baron Tennyson of Alworth“ in die englische Peerage, die Universität Cambridge errichtete ihm ein Marmor Denkmal und die Universität Oxford verlieh ihm die Ehren-Doktorwürde.

In völliger Verkennung seiner Begabung wagte sich der Dichter, schon bei grauen Haaren, auch auf das dramatische Gebiet und lieferte einige Bühnenstücke: „Queen Mary“, „Harold“ u. s. w., Buchdramen ohne alles Leben.

In Deutschland blieben jene sozusagen offiziellen Dichtungen, die er fortan in seiner Eigenschaft als „Poet Laureate“ verfaßte, ziemlich unbekannt; außerordentliche Verbreitung aber auch bei uns erlangten mehrere epische Dichtungen, vor allem „Enoch Arden“ (deutsch von Waldmüller), und „Maud“, letztere namentlich durch die grandiose Epifode „Charge at Balaclava“ gegen Vergessenheit geschützt. 2. 3.



Rothkäppchen. Nach dem Gemälde von Heinrich Schlitt.

Aerzliche Plaudereien.

Von Dr. med. G. Sandern.

Nachdruck verboten.

Heizung.

Es wird kalt. Schon weht ein rauher Wind durch die Straßen, und die fallenden welken Blätter zeigen, daß es Winter wird. Auch im Zimmer macht sich eine empfindliche Kühle bemerkbar. Da denken wir wieder an jenen stummen anspruchlosen Freund, der den Sommer über vernachlässigt und kaum beachtet in der Ecke gestanden hat. Doch auch im Sommer hat er, ohne daß etwas für ihn geschieht, getreulich für die Erneuerung der guten Luft im Zimmer gesorgt. Jetzt freilich tritt er in sein eigentliches Amt, er spendet uns nun auch beglückende Wärme. Aber selbst der bescheidene Ofen und seine Thätigkeit wollen, um wirklich brauchbar und nützlich zu sein, verstanden und gewürdigt werden.

Was verlangen wir von einem guten Ofen? Er soll unser Zimmer erwärmen, ohne die Luft zu verunreinigen oder zu verschlechtern; er soll eine möglichst gleichmäßige Temperatur dem Zimmer mitteilen, möglichst wenig Heizmaterial verbrauchen und erzeugte Wärme nicht ungenützt durch den Schornstein entweichen lassen; seine Handhabung soll ohne jede Gefahr und nicht umständlich sein, und last not least: der Nutzen, den er spendet, soll uns nicht zu kostspielig werden.

Es ist selbstverständlich, daß Verbrennungsprodukte, insbesondere das giftige Kohlenoxydgas, sich der Luft des Zimmers nicht mitteilen dürfen! Noch im Jahre 1876 sind in Berlin 47 Todesfälle durch Kohlenoxydvergiftung vorgekommen, von denen 30 mit Sicherheit auf den unvorsichtigen Gebrauch der Ofenklappe zurückzuführen waren. Bekanntlich diente diese Einrichtung zur Regulierung des Verbrennungsvorgangs, indem durch eine Beschränkung des Austritts der Heizgase in den Schornstein der Luftzutritt und damit auch die Verbrennung verlangsamt wurde. Die Ofenklappe war ein notwendiges Uebel, solange man noch nicht gelernt hatte, die Regelung der Verbrennung nicht mehr hinter, sondern vor der Feuerung anzubringen. Jetzt geschieht dies in bewährter Form durch die zur Feuerung führenden, luftdicht schließenden Thüren, der Heizthüre und der Aschenfallthür, die es gestatten, die Sauerstoffzufuhr zu vergrößern und zu verkleinern.

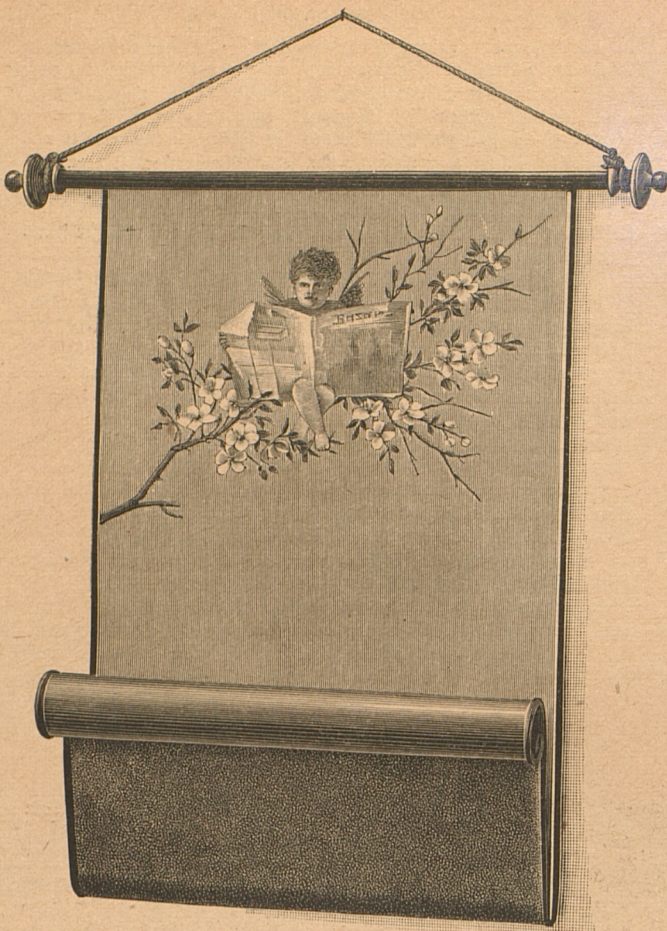
Die Ofenthürchen erregen die Ofenklappe in vollkommenster Weise und verhindern jede Gefahr. Wann soll die Ofenthüre geschlossen werden? Um zu verhindern, daß sich die Produkte der trockenen Destillation der Brennstoffe, die Theerstoffe vor der Einmündungsstelle des Ofenrohrs als schwarze Flecken niederschlagen, wird die Thür geschlossen, wenn das Heizmaterial zur Glut niedergebrannt, d. h. die trockene Destillation desselben beendet ist. Das Ende der Verbrennung abzuwarten hätte keinen Zweck, es sei denn bei neuen Thonöfen, deren Fugen noch zu viel Wasser enthalten, das, erhitzt, sehr leicht die Rachen auseinanderdrängt.

Eine weitere Forderung der Gesundheitspflege ist, daß durch die Heizung nicht mehr und nicht weniger Wärme erzeugt werde, als das Wohlbefinden der Bewohner nötig macht. Die Aufgabe der Heizung besteht darin, den Körper vor zu starkem Wärmeverlust zu schützen. Ein solcher kann eintreten durch Verdunstung, durch Leitung und durch Strahlung. Ist der Wassergehalt der Luft, wie dies besonders bei der Luftheizung der Fall ist, zu klein, die Luft also zu trocken, so wird dem Körper das fehlende Wasserquantum entzogen. Diese Wirkung äußert sich in den Folgeerscheinungen, in dem Gefühl der Trockenheit, des Kratzens im Halse und bei länger dauernder Einwirkung trockener Luft in der Neigung zu Katarthen der Luftwege. Ist die Temperatur des Zimmers zu niedrig, so erleidet der Körper einen gleichmäßigen Verlust an Eigenwärme; wird ein Zimmer nur selten geheizt, so kann trotz genügend hoher Lufttemperatur der Körper ungleichmäßig abgekühlt werden, dadurch daß durch Bestrahlung der kalten Gegenstände im Zimmer und der Wände ein Wärmeverlust eintritt; wir frieren, obwohl das Zimmer die erforderliche Temperatur hat.

Welche Temperatur haben wir unseren Wohnräumen zu geben? Wenigleich hierbei außerordentliche individuelle Verschiedenheiten obwalten, je nach Gewöhnung und Kleidung, nach Lebensalter, Ernährungszustand und Beschäftigungsweise, so dürften folgende Winke doch von Nutzen sein.

Als allgemein zuträglich für das Wohnzimmer sind 18—20° C. (14—16° R.) zu betrachten; dieselbe Wärme gilt für das Kinderzimmer. In Badezimmern ist eine höhere Temperatur (20—23° C.) zweckmäßig, in Treppenhäusern und Korridoren genügen 12—15° C. In einem Krankenzimmer ist ein Unterschied zu machen, ob der Kranke fiebert oder nicht; im ersteren Falle soll eine Temperatur von 10—15° C., im letzteren von 17 bis 20° C. vorhanden sein.

Ueber die Temperatur im Schlafzimmer hört man so häufig unrichtige Anschauungen äußern, daß es nötig erscheint, etwas näher darauf einzugehen. Wer hätte nicht von einem seiner Bekannten gehört, daß „Kalt schlafen“ gesund sei! Es ist dies ein Vorurteil, dem entschieden begegnet werden muß, daraus entstanden, daß man kalte Luft mit frischer, guter Luft verwechselt. Zu ungeheiztem Zimmer zu schlafen, ist billig, aber sicherlich nicht gesund. Wohl schließt uns ein warmes Bett während der Nacht vor zu großem Wärmeverlust. Aber das Wasser und die gasigen Ausscheidungsprodukte unseres Körpers



4. Zeitungsmappe.



3. Photographierahmen.



1. Blumenhalter.



2. Blumenhalter.



5. Wanddekoration.

schlagen sich an den Wänden nieder; da die Temperatur der Außenluft fast gleichkommt, ist der natürliche Luftwechsel nur beschränkt. So kommt es, daß in einem ungeheizten Zimmer, in dem auch nur zwei Menschen schlafen, sich ein eigenartiger unangenehmer Geruch einstellt, der es unangenehmer macht als selbst ein heißes oder qualmerfülltes Zimmer. Auch häufiges und energisches Lüften ist nicht imstande, diesen Geruch völlig zu beseitigen, da ein Lüften an kalten Tagen die Wände nicht austrocknet, sondern nur noch mehr abkühlt und sie so zur Aufnahme neuer Niederschläge noch mehr geeignet macht. Im Schlafzimmer soll eine Temperatur von 12—16° C. herrschen, also einige Grad weniger als im Wohnzimmer.

Weihnachtsarbeiten.

Nachdruck verboten.

V.

Bei allen unseren Arbeiten der Kleinkunst müssen wir auf Dauerhaftigkeit und Billigkeit des Gegenstandes sehen; diese Voraussetzung hat uns mit der Zeit manches neue Gebiet erschlossen, das wir früher gar nicht oder doch nicht in dem ausgedehnten Maße wie jetzt benutzen konnten.

Wir haben es heute mit einer dieser Erscheinungen zu thun, und zwar sind es diesmal die Arbeiten aus bronziertem, getöntem Blech, aus dem wir nicht nur die verschiedensten Gefäße verfertigt sehen, sondern uns auch Zeitungsmappen, Photographierahmen, Wanddekorationen und andere hübsche Stücke kaufen können. Und alle diese durchaus nicht teuren Sachen eignen sich vorzüglich zum Dekorieren.

Die allereinfachsten Arbeiten lassen sich mit den geringsten Vorkenntnissen recht hübsch als Geschenk fertigmachen. Fig. 1 zeigt ein kleines viereckiges Gefäß mit schon präpariertem gelbem Grunde. Die Ausführung besteht darin, daß wir ein einfaches Ornament aufpausen, dasselbe mit Harlemer Siccativ ausmalen und dann die Arbeit mit Nüßkernen bestreuen. An den mit Lack bemalten Stellen haften die Körner, das übrige fällt ab. Wir lassen diesen Auftrag zwei Tage trocknen und überziehen dann die ganze Fläche mit einem guten Spirituslack; dieser braucht 4—6 Stunden zum Trocknen. Die Arbeit macht den Eindruck von Mosaik oder aufgelegten Granatperlen.

Eine zweite, scheinbar viel kompliziertere, aber ebenso einfache Arbeit (Fig. 2) ist ein sehr hübsches dreieckiges Gefäß. Auch hier nehmen wir das Harlemer Siccativ zum Malen und beschütten dann den Auftrag mit grobkörnigem Reisgries. Der Auftrag wird ebenso getrocknet wie vorher, mit Spirituslack überstrichen, dann aber mit lasierenden (durchsichtigen) Farben je nach Geschmack ausgemalt. Die Blumen können dabei leuchtend farbig, die Blätter gelb und grün, die Stiele braun gehalten werden; ebenso läßt sich zum Schluß Goldbronze wirkungsvoll verwenden. Hierzu benutzen wir hellgoldgelbe Bronze mit Siccativ gemischt. Ein weiteres Ueberstreichen mit Lack ist nicht erforderlich.

Die Technik der Photographierahmen (Fig. 3) ist der vorher besprochenen ziemlich ähnlich. Die Ausführung verlangt zuerst einen Auftrag von Harlemer Siccativ und ein Beschütten mit Reisgries. Dann folgt der Spirituslackauftrag, diesem aber abweichend von der ersten Manier auf Blätter und Blüten nach Trockenwerden noch ein Siccativauftrag (Harlem). Den letzteren bestreuen wir mit Nüßkernen. Ist auch dieser Lack trocken, so überziehen wir die ganze Zeichnung noch einmal mit Spirituslack und malen zuletzt das Ganze mit farbigen Bronzen und gewöhnlichem Siccativ fertig aus. Hierbei können wir für die Stiele und Blätter grüne, für Blumen rot und gelbe Bronze nehmen; wo es indes nötig scheint, ein wenig die Umrisse zu trennen, können wir etwas Schwarz (Elsfarbe) z. B. in der Mitte der Blumen einlegen.

Eine etwas schwerere Arbeit, die schon eine gewisse technische und künstlerische Vorbildung verlangt, ist die Zeitungsmappe (Fig. 4). Die sehr praktische Form ist aus Blech gebogen und schön bronziert. Für den Blüthenzweig empfiehlt es sich, einige kleine Farbedrucke zu erwerben, um hiernach die Malerei anzulegen; zu bemerken ist noch, daß die ausführende Künstlerin hierzu keine weiteren anatomischen Kenntnisse braucht; denn das Arrangement ist mit großer Sorgfalt so getroffen, daß der Körper mit Ausnahme des einen Beines verdeckt wird.

Für das Wandbild (Fig. 5) sind ähnliche Vorlagen wie in Fig. 3 zu verwenden, doch halte man sich in der Hauptsache an die einfache Zeichnung, wie sie die Abbildung angiebt, und benutze die Farbedrucke nur zur Farbengebung der einzelnen Blätter und Blüten. Das Bild kaufen wir bronziert und getönt, es kann sofort bemalt werden und ist zum Schluß wie jede Delmalerei mit einem Lack zu überziehen. Bezüglich der Phantasiegestaltung dieses Schildes machen wir darauf aufmerksam, daß die aufgerollten Ecken außerordentlich gut für augenblickliche Dekoration, z. B. bei einer Geburtstagsfeier, zur Aufnahme von frischen Sträußchen u. s. w. sich eignen; für den Winter sind getrocknete Laubzweige, Strohlumen oder künstliche Blumen, auch kleine Makartsträuße einzufügen.

* Die hierzu verwendeten präparierten Artikel sind u. a. auch durch das Künstlermagazin von Karl Kell, Berlin W., Leipzigerstr. 134, zu beziehen.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

Im Pestalozzi-Fröbel-Haus zu Berlin W., Steinmetzstraße 16, werden nicht nur Kindergärtnerinnen, sondern auch Lehrerinnen für den Unterricht im Kochen und in der Haushaltung ausgebildet.

Die Anstalt entwickelt sich jedes Jahr zu größerer Ausdehnung; die Beziehungen der Schülerinnen unter sich und mit der Anstalt werden durch eine eigene Zeitung aufrecht erhalten.

Die Malerinnenschule in Karlsruhe, welche unter dem Protektorate der Frau Großherzogin von Baden steht, will dem weiblichen Geschlechte dieselben Vorteile zur Ausbildung der Malerei verschaffen, wie sie den Schülern der Kunstakademien geboten werden.

Die gemeinliche Grundlage des Studiums bildender Kunst ist das Zeichnen nach Gipsabgüssen. Jede Schülerin muß hierin die nötige Übung erlangt haben, sei es inner- oder außerhalb der Anstalt, bevor sie zum Zeichnen nach der Natur oder Malen zugelassen wird.

Unter dem Namen „Union des femmes“ hat sich in Genf ein Verein von Frauen gebildet, der arbeitsbedürftigen, besonders alleinlebenden Mädchen und Frauen geförderte Beschäftigung nachweisen soll.

Ein neuer stenographischer Damenverein — korrespondierende Vereinigung von Anhängerinnen der vereinfachten Stenographie (System Schrey) — wurde unter Leitung von Frä. Specht zu Münster in Westfalen begründet.

Eine wohlthätige Dame, Madame Louise Coppée, hat in Paris unter dem Namen „maison maternelle“ ein Logierhaus mit 52 Betten für Kinder kranker oder beschäftigungsloser Arbeiter und Beamten errichtet.

Die bekannte Gesangsmeisterin Frau Biardot in Paris hat das in ihrem Besitz befindliche Originalmanuskript von Mozarts „Don Juan“ der Bibliothek des Pariser Konservatoriums zum Geschenk gemacht.

Mary Pierson Eddy, Tochter des hrischen Missionärs Williams Eddy, begiebt sich jetzt, nachdem sie in Amerika Medizin studiert und sich zur Spezialärztin für Augen- und Ohrenleiden ausgebildet hat, nach Syrien zurück, um sich dort den infolge des Klimas vornehmlich an solchen Krankheiten leidenden Kindern zu widmen.

Dreißig diplomierte Ärztinnen wurden von der englischen Regierung nach Indien geschickt. In Großbritannien und Irland praktizieren zur Zeit 140 Ärztinnen.

1. New-York soll von allen Städten der Welt die meisten Witwen haben, dann folgt London und danach Paris.

1. In Oregon giebt es einen weiblichen Briefträger, Mrs Minnie Weston, ein mutiges Mädchen im Anfang der Zwanziger. Ihr Weg führt sie durch ein rauhes und einsames Land, wo wilde Tiere ihr oft den Pfad freitig machen und Strolche sie zu belästigen suchen, deren sie sich mit der Mündung ihres Revolvers erwehrt.

1. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist jetzt ein Gejehentwurf vom 6. Mai d. J., der weibliche Gefängnisbeamte forderte, zu allseitiger Zufriedenheit in Kraft getreten.

1. In China befinden sich gegenwärtig sechsundfünfzig ärztlich gebildete Missionärinnen.

1. Totenschau. In Körmend starb Fürstin Henriette Bathányi-Stratmann, Gemahlin des bekannten Magnaten Fürsten Edmund Bathányi, in San Louis in Nordamerika Frau Adeline Gonzius, die sich durch ihre Samariterdienste während des Sezessionskrieges und durch die Begründung eines weiblichen Sanitätskorps rühmlich bekannt gemacht hatte.

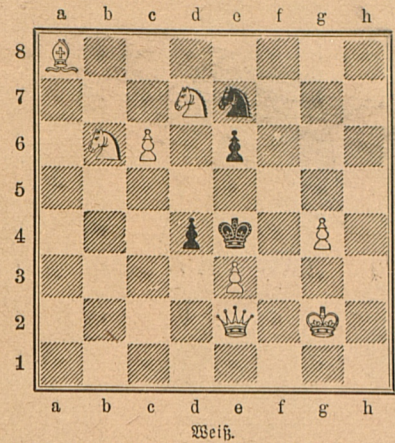
Litterarisches.

Unter dem Namen „Verein der Bücherfreunde“ hat sich im vorigen Jahre eine Gesellschaft gebildet mit der Aufgabe, gute Bücher in gebiegener Ausstattung und zu billigen Preisen den weitesten Kreisen des Publikums zugänglich zu machen und damit das herrschende Leihbibliothekenübel zu bekämpfen.

Schach.

Aufgabe Nr. 322.

Von F. Slater. Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Zahlenrätsel.

Manche, die die Stadt durchwandern, Wächten in dem Ganzen gern nach von einem Ort zum andern Gleich den hohen, reichen Herrn.

Wohlig würden sie sich schmiegen In den weichen Polsterfüß; Durch die Straßen müßten fliegen Drei bis sieben wie der Blitz.

Aber gegen ihr Versehen Leisten sie darauf Verzicht. Ihre eins, zwei, fünf, sechs, sieben Dubet die Erfüllung nicht.

Auflösung des Kryptogramms Seite 415.

Die einzelnen Silben werden in die Felder eines Vierecks in nachstehender Art eingetragen. Man findet dann, links beginnend und stets von oben nach unten lesend, den Inhalt des Rätselgedichts.

Table with 8 columns and 8 rows containing a cryptogram solution. Columns: Zwar, Je, Bin, Die, Mit, Doch, Ein, Ein. Rows: hab', doch, viel, sich, al, al, hauch, hauch; ich, an, mehr, im, sem, les, durch, durch; bei, um, ei, blau, was, nur, den, wel; nah, fang, ne, me, drauf, aus, ich, chen; kein, fehlt, klei, schwe, webt, Licht, erst, ich; Ge, mirs, ne, bend, und, ge, ent, ver; nicht, nicht, Welt, hält, schwebt, webt, stand, schwand.

Das Rätsel lautet:

Zwar hab' ich beinahe kein Gewicht, Jedoch an Umfang fehlt mir's nicht. Bin vielmehr eine kleine Welt, Die sich im Raume schwebend hält. Mit allem, was drauf webt und schwebt, Doch alles nur aus Licht gewebt. Ein hauch, durch den ich erst entstand, Ein hauch, durch welchen ich verschwand.

Wirtschaftsplaudereien.

Neuer Gardinen-Spannapparat. Um die Mühe, die das Plätten der Gardinen mit sich bringt, zu erparen, bedient man sich seit einiger Zeit sogenannter Spannrahmen, auf denen man die Gardinen in ihrer ganzen Ausdehnung ausspannt und trocknen läßt.



Zeichnung gleichfalls hervorgeht, durch Verstellen der Latten A und B, die durch die Pföcke C zusammengehalten werden, aufs leichteste für jede beliebige Größe von Gardinen einrichten, und es wird eine besondere, genaue Gebrauchsanweisung jedem Exemplar beigelegt.

Bezugquelle: Magazin des Königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW, Leipzigerstr. 88.

Besuchstoilette.

(Hierzu das Bild S. 429.)

Je nach Wahl mehr oder weniger eleganter Stoffe ist diese Toilette für die verschiedensten Zwecke verwendbar und kann als Besuchs- und Promenaden-, wie als Theatertoilette dienen.

Für unsere Vorlage ist grüner Velvet und gelbes, mit schwarzer Chenillestickerei verziertes Tuch verarbeitet. Den Rock aus ersterem Stoff garniert längs des Saumes eine 3 Cent. breite gelbe, gestickte Tuchbordüre; aus letzterem Stoff besteht der untere Teil der Taille, der mit gestickten Bordüren versehen sich hinten zuschiebend bis zum Stehfragen fortsetzt.

Der obere Teil der Taille, sowie der faltige, vorn dem kurzen Schoß ausliegende Gürtel und die Kermel sind aus Velvet gefertigt.

Der nur aus einem breiten Rande bestehende, mit Bindebändern aus Sammetband versehene Hut ist auf ersterem mit schwarzem, mit Schmelzperlen und Franse verziertem Tüll bekleidet und wird durch eine große Schleife aus 6 Cent. breitem, grünem Sammetband, sowie durch einen schwarzen Reiterbüschel und Zettflügel vervollständigt.

Bezugquelle der Modelle: Berlin, Gerson u. Comp.

Korrespondenz.

Verschiedenes. A. v. S. in L. Der verstorbene französische Schriftsteller und Gelehrte Ernest Renan, dessen Porträt wir Ihrem Wunsch gemäß beifügen, hat ein Alter von 69 Jahren erreicht; er war am 27. Februar 1823 zu Tréguier geboren.



Ernest Renan.

Erstlich für das geistliche Amt bestimmt, wurde Renan in den theologischen Seminaren zu St. Nicolas und Issy ausgebildet. Im Seminar zu St. Sulpice jedoch widmete er sich vornehmlich der Litteratur und Philosophie des Altertums und vor allem dem Studium der semitischen Sprachen, zu deren gründlichsten Fororschern und Kennern er bald gehörte.

Erstlich für das geistliche Amt bestimmt, wurde Renan in den theologischen Seminaren zu St. Nicolas und Issy ausgebildet. Im Seminar zu St. Sulpice jedoch widmete er sich vornehmlich der Litteratur und Philosophie des Altertums und vor allem dem Studium der semitischen Sprachen, zu deren gründlichsten Fororschern und Kennern er bald gehörte.

Erstlich für das geistliche Amt bestimmt, wurde Renan in den theologischen Seminaren zu St. Nicolas und Issy ausgebildet. Im Seminar zu St. Sulpice jedoch widmete er sich vornehmlich der Litteratur und Philosophie des Altertums und vor allem dem Studium der semitischen Sprachen, zu deren gründlichsten Fororschern und Kennern er bald gehörte.

Erstlich für das geistliche Amt bestimmt, wurde Renan in den theologischen Seminaren zu St. Nicolas und Issy ausgebildet. Im Seminar zu St. Sulpice jedoch widmete er sich vornehmlich der Litteratur und Philosophie des Altertums und vor allem dem Studium der semitischen Sprachen, zu deren gründlichsten Fororschern und Kennern er bald gehörte.

Erstlich für das geistliche Amt bestimmt, wurde Renan in den theologischen Seminaren zu St. Nicolas und Issy ausgebildet. Im Seminar zu St. Sulpice jedoch widmete er sich vornehmlich der Litteratur und Philosophie des Altertums und vor allem dem Studium der semitischen Sprachen, zu deren gründlichsten Fororschern und Kennern er bald gehörte.

Erstlich für das geistliche Amt bestimmt, wurde Renan in den theologischen Seminaren zu St. Nicolas und Issy ausgebildet. Im Seminar zu St. Sulpice jedoch widmete er sich vornehmlich der Litteratur und Philosophie des Altertums und vor allem dem Studium der semitischen Sprachen, zu deren gründlichsten Fororschern und Kennern er bald gehörte.

Erstlich für das geistliche Amt bestimmt, wurde Renan in den theologischen Seminaren zu St. Nicolas und Issy ausgebildet. Im Seminar zu St. Sulpice jedoch widmete er sich vornehmlich der Litteratur und Philosophie des Altertums und vor allem dem Studium der semitischen Sprachen, zu deren gründlichsten Fororschern und Kennern er bald gehörte.

Erstlich für das geistliche Amt bestimmt, wurde Renan in den theologischen Seminaren zu St. Nicolas und Issy ausgebildet. Im Seminar zu St. Sulpice jedoch widmete er sich vornehmlich der Litteratur und Philosophie des Altertums und vor allem dem Studium der semitischen Sprachen, zu deren gründlichsten Fororschern und Kennern er bald gehörte.

Erstlich für das geistliche Amt bestimmt, wurde Renan in den theologischen Seminaren zu St. Nicolas und Issy ausgebildet. Im Seminar zu St. Sulpice jedoch widmete er sich vornehmlich der Litteratur und Philosophie des Altertums und vor allem dem Studium der semitischen Sprachen, zu deren gründlichsten Fororschern und Kennern er bald gehörte.

Erstlich für das geistliche Amt bestimmt, wurde Renan in den theologischen Seminaren zu St. Nicolas und Issy ausgebildet. Im Seminar zu St. Sulpice jedoch widmete er sich vornehmlich der Litteratur und Philosophie des Altertums und vor allem dem Studium der semitischen Sprachen, zu deren gründlichsten Fororschern und Kennern er bald gehörte.

Erstlich für das geistliche Amt bestimmt, wurde Renan in den theologischen Seminaren zu St. Nicolas und Issy ausgebildet. Im Seminar zu St. Sulpice jedoch widmete er sich vornehmlich der Litteratur und Philosophie des Altertums und vor allem dem Studium der semitischen Sprachen, zu deren gründlichsten Fororschern und Kennern er bald gehörte.

Erstlich für das geistliche Amt bestimmt, wurde Renan in den theologischen Seminaren zu St. Nicolas und Issy ausgebildet. Im Seminar zu St. Sulpice jedoch widmete er sich vornehmlich der Litteratur und Philosophie des Altertums und vor allem dem Studium der semitischen Sprachen, zu deren gründlichsten Fororschern und Kennern er bald gehörte.

Erstlich für das geistliche Amt bestimmt, wurde Renan in den theologischen Seminaren zu St. Nicolas und Issy ausgebildet. Im Seminar zu St. Sulpice jedoch widmete er sich vornehmlich der Litteratur und Philosophie des Altertums und vor allem dem Studium der semitischen Sprachen, zu deren gründlichsten Fororschern und Kennern er bald gehörte.

Erstlich für das geistliche Amt bestimmt, wurde Renan in den theologischen Seminaren zu St. Nicolas und Issy ausgebildet. Im Seminar zu St. Sulpice jedoch widmete er sich vornehmlich der Litteratur und Philosophie des Altertums und vor allem dem Studium der semitischen Sprachen, zu deren gründlichsten Fororschern und Kennern er bald gehörte.

Erstlich für das geistliche Amt bestimmt, wurde Renan in den theologischen Seminaren zu St. Nicolas und Issy ausgebildet. Im Seminar zu St. Sulpice jedoch widmete er sich vornehmlich der Litteratur und Philosophie des Altertums und vor allem dem Studium der semitischen Sprachen, zu deren gründlichsten Fororschern und Kennern er bald gehörte.

Erstlich für das geistliche Amt bestimmt, wurde Renan in den theologischen Seminaren zu St. Nicolas und Issy ausgebildet. Im Seminar zu St. Sulpice jedoch widmete er sich vornehmlich der Litteratur und Philosophie des Altertums und vor allem dem Studium der semitischen Sprachen, zu deren gründlichsten Fororschern und Kennern er bald gehörte.

Erstlich für das geistliche Amt bestimmt, wurde Renan in den theologischen Seminaren zu St. Nicolas und Issy ausgebildet. Im Seminar zu St. Sulpice jedoch widmete er sich vornehmlich der Litteratur und Philosophie des Altertums und vor allem dem Studium der semitischen Sprachen, zu deren gründlichsten Fororschern und Kennern er bald gehörte.

Erstlich für das geistliche Amt bestimmt, wurde Renan in den theologischen Seminaren zu St. Nicolas und Issy ausgebildet. Im Seminar zu St. Sulpice jedoch widmete er sich vornehmlich der Litteratur und Philosophie des Altertums und vor allem dem Studium der semitischen Sprachen, zu deren gründlichsten Fororschern und Kennern er bald gehörte.

Modeplauderei.

Nachdruck verboten.

Baden-Baden, November.

Sollte man's glauben, ein November mit Sonnenschein und laubgeschmückten Bäumen, ohne Wind, ohne kalte Regenschauer? Fast wie ein Märchen klingt's, nicht wahr? Und doch ist's herrliche, zauberhafte Wirklichkeit, verehrte Leserinnen, und ich wünschte nur, eine jede von Ihnen könnte sich persönlich davon überzeugen, wie besonders reizvoll just jetzt die Perle der Bäder, Baden-Baden, sich ausnimmt. Welch frisches, buntes Leben flutet in den Anlagen der breiten, wohlgepflegten Lichtenthaler Allee, auf der Kurgarten-Promenade — ach, diese Promenade, angefüllt mit den entzückendsten, reizendsten Toiletten, die von dem nahen Frankreich schon den speziell französischen Chic entlehnt zu haben scheinen. Wollte ich sie schildern, all die mannigfachen Kostüme, es gäbe nur ein schwaches Bild der vielen originellen, neuen und aparten Façons, drum kam der Stift der Feder zu Hilfe — Hand aufs Herz, verehrte Damen, verdient die kleine Ueberraschung nicht Ihren Beifall?



1.

Abbildung Nr 1 zeigt ein überaus gefälliges Kostüm aus blauem Tuch mit einer Streifengarnitur von rotblau changierendem Sammet (haute nouveauté), die von schmaler Goldpassementerie begrenzt wird. Den schlichten Rock schließen seitwärts sechs Goldknöpfe. Ein anderes Tuchkostüm in Braun (Abb. Nr. 2) wirkt höchst eigenartig durch den moderierten Directoirestil, der auch bei den Herrenkleidern sich Bahn zu brechen scheint. Bei der Taille, die vorn offen durch ein Chemisett vervollständigt wird, beginnen die Revers nicht mehr wie sonst üblich oben, sondern in der Mitte, und sind wie die dreireihig mit Goldknöpfen verzierte Weste aus braunem Sammet gefertigt. Der Frackschoß und die Innenseite der offenen Taille haben ein Futter von maisgelber Seide, die auch in einem

Streifen den Rock umgiebt, über den schmale, braune Tuchschlupfen als Garnierung fallen, sodaß die Maisfarbe nur matt durchschimmert. — Tuch und Dndestoffe, mit dicken Rippen sowohl in Wolle wie Seide, changiert und uni, bilden die Neuheit der Saison — die Favoritfarbe ist Braun in Zusammenstellung mit Grün in allen Schattierungen. Um den uni Dndestoff zu beleben, pußt man ihn mit Stickerei, Spitzen oder anderen duftigen Stoffen, wie Abb. Nr. 3 veranschaulicht. Der Rock aus schwarzer Dndeseide ist ringsherum mit einem Volant aus schwarzer, mit Rosenknospen bedruckter Grenadine begrenzt, über dem eine schwarzgoldige Stickerei läuft, die in breiter Niederform mit Achselbändern auch die Taille schmückt, deren oberer Teil aus Grenadine hergestellt ist; die Ärmel sind halb Grenadine, halb Stickerei. Für schlanke Gestalten ist diese Toilette ganz besonders chic und kleidsam und hat zugleich den Vorteil, daß sie nicht nur eine elegante Straßentoilette bildet, sondern auch in kleinen Gesellschaften getragen werden kann, wo sie den gleichen Beifall ernten wird.



4.

Ein Kostüm aus dunkelblauem Cheviot, mit abgeschattiertem, von Rot nach Rosa spielendem Sammet und Passementerie gepußt, zeigt Abb. Nr. 4. Den schlichten Rock umgiebt ein Sammetstreifen, darüber läuft eine schmale Passementerieborte in Schwarz. Entzückend ist die Taille, deren Vorderseite, schräg übereinander gelegt, aus dem abgetönten Sammet gefertigt sind, was einen wunderbaren Effekt verursacht. Zwei Patten aus Passementerie, wie Netze geknüpft, mit langen Fransen, formieren ein imitiertes Figarojäckchen, durch das der Sammet hindurchschimmert und einen geradezu überraschenden Eindruck hervorbringt. Der Gürtel besteht aus gefaltetem Sammet und schließt rückwärts mit einer Rosette; Ärmel schlicht, mit einem breiten Vorstoß von Sammet am Handgelenk.

Zahlreich vertreten und beliebt sind die Figarojäckchen, die, in der Farbe und dem Material des Rockes gehalten, über Sammet- oder Seidenblusen getragen werden; speziell für junge Mädchen ist



3.

2.

5.

diese Mode hübsch und praktisch, denn zu einem dunklen Sergerock und gleichfarbigem Figarojäckchen kann jede beliebige farbige Bluse getragen werden, sodaß es stets wie ein neues Kostüm erscheint.

Aber nicht nur auf der Promenade erschöpft Göttin Mode ihr Toilettenrepertoire, die Glanznummern spart sie sich auf für die feenhaften Reunions am Samstag, wo der Blick entzückt hin und her irrt, von einem reizenden Kostüm zum andern. Nicht nur die ersten Pariser Modeateliers sind vertreten mit ihrem sprichwörtlichen Chic, siegreich tritt auch

Deutschland, wie Figur 5 (aus dem Atelier L. Mayer, Hoflieferant in Baden-Baden) lehrt, in den Wettstreit ein. Die Abb. zeigt eine hochaparte Spizentoilette aus schwarzen Chantilly- und uni Tüllinlagen, die auf einem lichtgrau-weißen Unterkleid ganz vortrefflich zur Geltung kommt. Vorn und rückwärts gleich, läuft der Spitzenstoff am Stehfragen aus, während der übrige blütenartige Teil der Taille und die Ärmel aus schwarzen, reich mit Gold gestickten Spitzen hergestellt sind, durch die gleichfalls die graue Seide hindurchschimmert. Die Taille umgiebt ein Goldband, das vorn und rückwärts kurze Enden hat. Der Effekt des Kostüms bei Kerzenlicht und in der wiegenden Tanzbewegung ist ungemein distinguiert. Auch in weniger kostbarem Material dürfte das Kostüm eines der schönsten für Soireen sein, wie es ja bei allen Kostümen nie auf den Wert der Stoffe ankommt, sondern auf eine geschmackvolle Zusammenstellung der Farben, eine glückliche Mischung von leichten und schweren Geweben, eine der eigenen Figur angemessene Nachart, um sie weder zu plump, noch zu schwächlich erscheinen zu lassen. Die Mode verlangt gar keinen unbedingten Gehorjam, nur hinweisen will sie auf die Form — sie zu moderieren, das, verehrte Leserinnen, überläßt sie dem persönlichen Geschmack, und die jeweilige Form mit dem eigenen Ich in harmonischen Einklang zu bringen — das eben ist das große Geheimnis des „Chic“.

Die Reunion ist aus — alles eilt heim, in die würzige Nacht hinaus, trotz lauer Luft wohlverwahrt, mit glänzenden Augen, geröteten Wangen, lebensprühend. O, die reizenden Umhüllungen, die da beim hellen Gaschein sichtbar werden, die langen Sammetmäntel, die farbigen Capes, die losen und anliegenden Jacken — unter letzteren ein Jackett aus grünem Cheviot mit grün-rosa geblütem Damastfutter, das vorn wie ein Pelz übereinander genommen und mit drei Knebeln geschlossen wird. Die breiten Revers zeigen Soutachestickerei, desgleichen der Rücken und der Hand. Der obere Ärmel hat große Puffen.

Geradezu entzückend ist Abb. Nr. 6, ein Cape aus farbigem Tuch mit Seidenfutter und dreimaligem Besatz von



6.

Lammfell, rosa und schwarz gefärbt; dasselbe mit weißem Pelz wirkt fast noch duftiger; für ältere Damen ist dieselbe Form in tiefgrünem Sammet mit schwarzem Pelzbesatz ganz außerordentlich kleidsam. Auch einfache Tuchjackette, mit Pelz verbrämt, in allen Tönen Braun sind stark begehrt, ebenso Abendmäntel aus indischen Shawls, die sehr apart sind und endlich den altmodisch gewordenen kostbaren Tüchern von Müttern und Großmüttern Gelegenheit bieten, zur Geltung zu kommen. Wenn nun gar aus diesen altneuen Hüllen ein herziges, frisches Gesicht in die Welt hineinschaut, dann — hm, dann könnte manches Herz des „starren“ Geschlechtes gar leicht in Wallung geraten und in krankhaft fiebernden Pulsen schlagen. Doch Gottlob, die warmen Quellen in Baden-Baden heilen alles, sogar, wie man sagt, „krankte Herzen!“

Lillian.



Theatermantel und -Hut.

Theatermantel und -Hut.

Die glänzendere Bekleidung, die bestimmt ist, uns an öffentlichen Vergnügungsorten zu schmücken, kommt auch in dem Mantel und Hut zur Geltung, die wir zum Besuche eines Theaters oder Konzertes wählen. Von beiden Toilettengegenständen bringen wir heute in der nebenstehenden Abbildung eine sehr geschmackvolle Vorlage.

Der elegante Mantel aus weißer Veloutine und wattiertem Atlasfutter ist in Kasform gefertigt und am unteren Rande, sowie auf den eingetragenen Pelerintenteilen reich mit Goldstickerei verziert. Die übrige Garnitur des mit Hafenschluß versehenen Mantels bilden weiße Federborbüren, sowie eine auf den hinteren Falten angebrachte Schleife aus Seidenband.

Der kleidsame Hut aus schwarzem Sammet ist mit einer hochstehend angebrachten Straußenfeder, deren Ansatz eine Schleife aus schwarzem Sammetband deckt, und mit einer gewunden um den Hutkopi gelegten, 120 Centlangen Charpe aus gelbem Seidenkrepp garniert, deren Enden vorn in eine Schleife oder einen Knoten arrangiert werden.

Bezugquelle der Modelle: Berlin, Gerson u. Comp.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuscripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.